

Andreas Wollbold

Priesterlicher Dienst und Lebenskultur

Pastoraltheologische Perspektiven

I. Priester, redlich müde? Vermutungen über eine komplexe Befindlichkeit

Die Kosmetik hat die Männer entdeckt. Salben, Puder, Masken und Duftstoffe warten da auf einen gewaltigen Absatzmarkt. Unter Priestern wird vielleicht ein Produkt ein Renner: eine Auffrischungscreme gegen Müdigkeit, die ins Gesicht geschrieben steht. Tiefe Augenringe, hängende Tränensäckchen, fahle Hautfarbe, vorzeitige Altersfalten – alles kein Problem! Ja, eine kosmetische Auffrischung für müde Priester, das wär's doch! Und das nicht bloß angesichts der übergroßen Seelsorgeeinheiten, deren Katholikenzahl schon bald die Größe des Bistums Görlitz erreichen dürfte. Nein, noch viel mehr angesichts einer inneren Ermüdung haben sie doch den Eindruck, oft nur noch nach der Devise von Herbert Achternbuschs *Der Atlantikschwimmer* zu wirken: „Du hast keine Chance aber nutze sie!“¹

„Wie geht's?“, diese Frage an die Priester habe ich an den Anfang meines Buches *Als Priester leben* gestellt.² Beantwortet habe ich sie nicht – trotz 336 fußnotengespickter Seiten. Denn Auskunft auf diese Frage kann letztlich nur jeder einzelne Geistliche geben. Vermutungen über den Zustand des Priestertums und das Befinden der Priester freilich lassen sich anstellen, und zwar durchaus auf gediegenem wissenschaftlichem Grund. Sie deuten in eine zweifache Richtung:

1. Es herrscht insgesamt eine erstaunlich hohe persönliche Zufrie-

1 H. Achternbusch, *Der Atlantikschwimmer*. (Du hast keine Chance aber nutze sie. Teil 3. Schriften 1973–79), Frankfurt a. M. 1986.

2 A. Wollbold, *Als Priester leben*. Ein Leitfadens, Regensburg 2010. Zum Folgenden vgl. insbesondere ebd. 25–30.

denheit. 2. Doch scheint dies andererseits eher einer Oberflächenwahrnehmung zu entspringen, hinter der sich vielfältige Phänomene einer inneren Ermüdung verbergen – wir möchten dabei von einem Unbehagen in der priesterlichen Kultur sprechen. 3. Drei Perspektiven für eine erneuerte priesterliche Lebenskultur sollen diesen Beitrag abschließen.

Nach eigener Auskunft also sind die meisten Priester mit ihrem Leben zufrieden:

Bei der Mannheimer Auftaktveranstaltung zum Dialogprozess äußerten die meisten Pfarrer eine hohe Gesamtzufriedenheit mit ihrem Dasein. „Menschen Vertrauen schenken“ hoben sie als besonders motivierend hervor, ebenso wie umgekehrt die „Erfahrung, Vertrauen der Menschen zu genießen“ und „in verschiedenen Situationen ‚gefragt‘ zu sein (in Freude und Leid)“.³

„Je länger ein Priester im Dienst ist, umso zufriedener ist er,“ hat Paul Michael Zulehner in seiner Priesterumfrage herausgefunden.⁴

Nach einer Erhebung unter mehr als 300 Priestern im Erzbistum Paderborn ist die Zufriedenheit mit 7,8/10 erstaunlich hoch.⁵ Eine Vergleichsstudie im Bistum Salzburg brachte mit 7,5/10 ähnliche Werte.⁶

Nach der Langzeitstudie des Chicagoer National Opinion Research Center äußerten sich 87,3% der Geistlichen verschiedener Konfessionen sehr zufrieden mit ihrer Tätigkeit, und 67,2% der Geistlichen bezeichneten ihre Gesamtzufriedenheit mit dem Leben als sehr glücklich.⁷

3 www.dbk.de (7. 3. 2012).

4 P. M. Zulehner / A. Hennersperger, „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40, 31). Priester in heutiger Kultur, Ostfildern 2001, 139; vgl.: ders., Forschungsbericht 177–204, insgesamt zur beruflichen Zufriedenheit und zu Belastungen.

5 C. Jacobs, Gott umarmt uns durch die Wirklichkeit. Auswertung der Umfrage zum Selbstverständnis der Priester in der Diözese. Hg. vom Erzbischöflichen Generalvikariat Paderborn, Paderborn 1999; vgl. P. Klasvogt, Priester – Visionär und Realist. Zum Dienst und Leben des Priesters heute, in: P. Klasvogt / K. Koch (Hg.), Priester – Visionär und Realist. Zur prophetischen Dimension des geistlichen Amtes, Paderborn 2001, 63–88, hier 79–87.

6 Vgl. C. Jacobs, Priester-Männer zwischen 40 und 60. Zum Verständnis einer wichtigen Gruppe in der Kirche, in: Diak 31 (2000) 349–356, hier 354.

7 Vgl. T. W. Smith / National Opinion Research Center / University of Chicago, Job Satisfaction in the United States (April 17, 2007) (www.norc.org/publications/satisfaction.htm und www.norc.org/NR/rdonlyres/2874B40B7C504F67A6B226BD3B06EA04/0/JobSatisfactionintheUnitedStates.pdf [26. 2. 2010]).

Ähnlich stellte der *Catholic Parochial Clergy Survey* von 1996 bei den katholischen Pfarrgeistlichen in England und Wales fest, „dass der weitaus häufigste und überzeugendste Refrain bei den Priestern, die den Fragebogen ausfüllten, die Äußerung hoher Zufriedenheit und Erfüllung (contentment and satisfaction) ist“⁸.

An dieser Stelle muss allerdings auf einen geradezu dramatischen Wandel eingegangen werden. Noch 2008 gehörten Geistliche, ohne nähere Einschränkung auf eine Konfession, in der renommierten Allensbacher Berufsprestige-Skala 2008 mit 38 % zu den fünf in Deutschland am meisten geachteten Berufen.⁹ 2011, also nur drei Jahre später, ist dieser Wert auf nur 28 % gesunken.

„Bei einigen Berufen gab es im Laufe der Zeit deutliche Veränderungen. So haben Pfarrer bzw. Geistliche in den letzten 2, 3 Jahren deutlich an Ansehen verloren. Lag der Pfarrer bei früheren Untersuchungen meist hinter dem Arzt auf dem zweiten Platz der am meisten geachteten Berufe, ist er bei der jüngsten Erhebung auf den siebten Platz abgerutscht. Statt 39 Prozent (2008) zählen nunmehr lediglich 28 Prozent der Deutschen den Pfarrer zu den Berufen, denen sie besondere Achtung entgegenbringen. Im Osten Deutschlands, wo nur eine Minderheit Mitglied einer Kirche ist, liegt der Anteil mit 22 Prozent dabei deutlich niedriger als im Westen (29 Prozent).“¹⁰

In diesem Fall mögen sich bereits die Verwerfungen der Missbrauchskrise spiegeln. Dennoch ist dahinter bereits ein langfristiger Trend zu erkennen, der den Pfarrer bzw. Geistlichen zu einem angesehenen, aber eher distanten Beruf ohne besondere Aura macht. Kurz, der Pfarrer hat seinen Platz im Gefüge der Gesellschaft. Es ist gut, dass es ihn gibt, aber er gehört wie Professor und Anwalt zu jenem Typ von Berufen, die ‚auf Abruf‘ zur Verfügung stehen, nicht solche, die unmittelbar für die Lebensbewältigung wichtig sind wie die beiden ärztlich-heilenden Berufe, der Lehrer und der Handwer-

- 8 S. H. Loudon/L. J. Francis, *The Naked Parish Priest. What priests really think they are doing*, London–New York 2003, 60f.
- 9 Institut für Demoskopie Allensbach, *Ärzte weiterhin vorn. Grundschullehrer und Hochschulprofessoren haben an Berufsansetzen gewonnen*, in: *Allensbacher Berichte 2008*, Nr. 2, *Berufsprestige-Skala 1–4*.
- 10 Institut für Demoskopie Allensbach, *Ärzte weiterhin vorn. Pfarrer verlieren deutlich an Ansehen. Allensbacher Berufsprestige-Skala 2011 (April 2011)*, 3 (www.ifd-allensbach.de).

ker, die in der jüngsten Berufsprestigeskala die vier Spitzenplätze einnehmen. Das entspricht auch dem Eindruck vieler Geistlicher, auf Mezzodistanz zur Herde zu leben. Sie sind gefragt, wenn man ihre Dienste nachfragt, ansonsten aber sollen sie die Leute in Ruhe lassen. Ihre Herde besteht heute nicht mehr in einer Versammlung von zahmen Schafen und Lämmern, sondern sie ist eher das Freiwild, das zwar für gelegentliche Futterstellen dankbar ist, ansonsten aber unbehelligt seiner Wege zieht. In der Tat spielt die eigentliche Seelsorge, also die Verantwortung, Begleitung und Führung von Menschen auf ihrem Lebensweg mit Gott, faktisch im priesterlichen Leben zumeist nur noch eine marginale Rolle. Es gibt „weniger persönliche Anknüpfungspunkte in größer werdenden Räumen“, klagten die Pfarrer bei der Mannheimer Auftaktveranstaltung des Dialogprozesses für ihre seelsorgliche Situation am meisten.¹¹ Die Zahl eigentlich seelsorglicher Gespräche ist verschwindend, ganz zu schweigen von der Nicht-Rolle, die Beichte und geistliche Begleitung im heutigen Pfarreralltag spielen, sieht man einmal von Angehörigen geistlicher Bewegungen ab, die mit Mitgliedern ihrer Gemeinschaft gewissermaßen ein zweites Priesterleben neben der Pfarrei führen.¹²

Was bedeutet es also, wenn Priester sich selbst als zufrieden einschätzen? Könnte es sein, dass das Ferment dieser Zufriedenheit einfach die Normalisierung ist, genauer dass man inzwischen als Priester wie in jedem anderen Beruf in eine gesellschaftliche Funktionalität eingebettet ist, die Identität und Anerkennung verleiht? Ob hier priesterliches Selbstverständnis und Lebenskultur nicht einem großen Missverständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils aufgesessen sind? Während der ‚vorkonziliare‘ Priester die verkörperte Mahnung war, sich nicht der Welt anzupassen, erschien der Nachkonzilspriester nun als der Protagonist eben dieser Anpassung. Zufriedenheit entsteht dabei im Abbau der Kirche-Welt-Spannung beziehungsweise im Gefühl, genau das zu tun, was die Leute von einem erwarten. Damit liegen die Priester übrigens ganz im katholischen Trend. Man kann sich fragen: Warum ist das Zweite Vatikanische Konzil allseits so beliebt? Weil man es in der landläufigen Meinung

11 www.dbk.de (7.3.2012).

12 Vgl. dazu die demnächst abgeschlossene Dissertation von Andreas Geßmann zum Verhältnis von geistlichen Bewegungen bzw. „kommunikativen Glaubensmilieus“ zur Pfarrei.

auf die einfache Formel bringen kann: „Das ist heute alles nicht mehr so streng.“ Jeder profitiert von fallenden Preisen, warum dann nicht auch der Priester? Und woher rührt dann die Zufriedenheit? Nun, der vor sich hinwurstelnde Junggeselle mit dem Beruf eines kirchlichen Filialleiters und Vielredners, das hat eben durchaus seine angenehmen Seiten.

Es gibt eine Parallele beim Beruf des Soldaten. Ähnlich wie der Priester lebt er ursprünglich von einem Ethos, das jede Funktionalität radikal durchkreuzt. Sein Fahneneid verpflichtet ihn, notfalls sein Leben im Kampf zu lassen. Dasselbe Ethos der Ganzhingabe findet sich beim Priester, übernatürlich erhöht in der militia Christi. In den Jahrzehnten eines stabilen Friedens aber hat sich das Berufsbild des Zeitsoldaten deutlich an zivile Berufe angepasst und dadurch normalisiert. So konnte ‚der Bund‘ funktionalisiert werden, zum Beispiel zur Karriereplanung mit Hilfe eines in der Dienstzeit absolvierten Studiums, als Musiker in einem renommierten Armeemusikkorps oder zumindest zum kostenlosen Erwerb des LKW-Führerscheins. Doch spätestens mit dem Afghanistan-Einsatz ist der Ernst dieses Berufes wieder in den Vordergrund getreten. Er lässt sich eben nicht bruchlos funktionalisieren. Ob nicht beim Priester etwas Ähnliches im Gange ist?

II. Das Unbehagen in der priesterlichen Kultur

Damit sind wir bei einer zweiten Vermutung über das priesterliche Leben. Denn die behauptete Zufriedenheit kontrastiert eigenartig mit einem deutlichen Unbehagen an der priesterlichen Kultur. Bezeichnenderweise kommt es aber häufig erst auf den zweiten Blick zum Vorschein, und zwar meist eher in seinen Symptomen als in seiner Ursache. Dieses Unbehagen tritt nämlich in einer symptomatischen ‚Infektanfälligkeit‘ zu Tage. Ein Organismus neigt ja immer dann zu Schwächung und Erkrankung, wenn seine innere Organisation (sein Immunsystem) nicht den äußeren Anforderungen entspricht. Diese Diskrepanz findet sich beim Priester vor allem an der Bruchlinie, an der die Ansprüche eines gut bürgerlichen Lebens mit den Anforderungen einer Berufung zur Ganzhingabe in Spannung stehen. Genau an diesem Punkt kommt es zu einer signifikanten Häufung von

Störfällen. Das heißt die genannte Normalisierung des Priestertums zu einem bürgerlichen Beruf, dessen Zufriedenheit nach weltlichen Maßstäben messbar ist, bricht sich an den scheinbar anachronistischen Anforderungen der Kirche wie lebenslanger Treue zu den Weiheversprechen, Zölibat und Ganzhingabe. Fünf solcher Störfälle seien hier genannt:

1. Die weltweit 69.063 Priester, die von 1964 bis 2004 ihr Amt aufgegeben haben,¹³ sprechen eine deutliche Sprache: „Die Gründe für die Aufgabe des Amtes sind, glaubt man den offiziell angegebenen, sehr unterschiedlich. Die Mehrheit der Bitten um Dispens ist auf Situationen affektiver Instabilität im Verein mit anderen Faktoren zurückzuführen, die die Lage vieler Priester am Ende gewissermaßen nicht mehr tragbar machen. Es fehlt aber auch nicht an Fällen von Glaubenskrisen, Konflikten mit den Vorgesetzten oder Problemen mit dem Lehramt, Depressionen oder schweren Charakterfehlern. Mit allen Unschärfen eines Mittelwertes gesprochen, erfolgt die Aufgabe des Amtes durchschnittlich im 13. Jahr nach der Weihe.“¹⁴

Hier können wir eine typische Spannung beobachten: In einer funktionalen Gesellschaft ist der Berufswechsel selbstverständlich – negativ bei Unzufriedenheit (push-Effekte) oder positiv bei attraktiven Alternativen (pull-Effekte). Zudem positioniert sie das Individuum in mehreren voneinander unabhängigen Systemen (Beruf, familiale und/oder freundschaftliche Primärbeziehungen, Freizeit und soziale Kontakte), bei der ein System die Probleme in einem anderen leichter ausgleichen kann. Das biblische „Alles Verlassen und dem Herrn Nachfolgen“ (vgl. *Mk 10,28*) verweigert sich dagegen solchen funktional gesteuerten Lebenswegen. Beruf, primäre Beziehungen (im Pfarrhaus oder im Presbyterium) und in der Regel vorwiegend kirchliches Umfeld hängen hier sehr viel enger miteinander zusammen. Das hat aber auch zur Folge, dass Enttäuschungen und Krisen in einem Bereich rasch auch auf die anderen Bereiche entzündlich wirken und damit unter Umständen in rasanter Geschwindigkeit eine Lebenskrise auslösen können. Auch die Normalität und die Geschwindigkeit, mit der das Ausscheiden aus dem Amt heute in

13 Vgl. G. Salvini, Preti che „abbandonano“, preti che „ritornano“, in: *CivCatt* 3764 (2007) II, 148–155, hier: 149.

14 Ebd., 150.

den meisten Fällen durch die kirchlichen Vorgesetzten abgewickelt werden, machen dieses in Krisenfällen zur rational choice und nicht zu einer persönlichen Katastrophe, wie man dies vielfach in kirchlichen Kreisen noch voraussetzt. Schließlich trägt auch eine betont subjektive, am eigenen Erleben orientierte Spiritualität, für die biographische Veränderungen der Erweis von Sensibilität und Selbstwahrnehmungsfähigkeit sind, zur Normalisierung dieses Ausscheidens aus dem Amt bei. So existiert unterschwellig selbst bei eifrigen Priestern die ausweichende Antwort auf die Frage Jesu: „Wollt auch ihr weggehen?“ (*Joh 6,67*): „Im Moment ja noch nicht, aber...!“

2. Die Ganzhingabe in der Jüngerschaft Jesu hat sich ebenfalls normalisiert, sodass ein guter Priester heute vor allem an seinem enormen Arbeitspensum zu erkennen ist, vergleichbar etwa einem Bürgermeister oder einem Hausarzt. Er gibt viel, erwartet dafür aber auch eine überdurchschnittliche Anerkennung. Doch hier setzt der Zölibat einen entscheidenden Unterschied zu anderen 60-Stunden-Jobs: Es fehlt einem Priester weithin die Möglichkeit eines Rückzugs ins Private, in ein erfüllendes Familienleben oder auch nur in ein den Besserverdienenden offenstehendes Leben gehobener Konsumansprüche. Vielmehr wirkt die hohe soziale Anerkennung wie ein Magnet, der alle Aufmerksamkeit und Energie an sich zieht. Bezeichnend ist etwa, dass sich die Freizeit oder der Urlaub von Geistlichen häufig nur durch Erschöpfung, phantasielosen Konsum und eine Haltung des Sich-Entschädigens für die Mühen ihres Dienstes auszeichnen. Ein wirklich geistlicher Unterbau der Aktivität fehlt vielfach oder entwickelt doch kaum tragende Kräfte. Das Sich-Entschädigen kann bis zum Sich-Schadlos-Halten führen; Alkoholabhängigkeit – schätzungsweise 7–10% der Geistlichen¹⁵ – Doppelleben, exzessive Gesundheitsfürsorge und neuerdings vor allem burn-out sind die Folgen.

3. Priester erleiden gegenwärtig einen dramatischen Einbruch ihrer Autorität, und zwar selbst bei Katholiken im Kernbereich der Gemeinden. Ihr Wort gilt nicht, insofern sie im Namen Christi und der Kirche gesandt sind, sondern allenfalls, insofern Menschen sich davon Vorteile versprechen. Quer dazu liegt aber der Anspruch Chris-

15 Alkohol, Drogen und Aids unter Geistlichen: Sucht und Sexprobleme auch hinter Kirchenmauern keine Seltenheit, in: *Psychotherapie*, Bd. 1 (2000), Report: 22. August 2000. Vgl. A. Wollbold, *Als Priester leben* (wie Anm. 2), 284–286.

ti zu Umkehr und Glaube. Die meisten Priester haben jedoch diesen Umbruch bereits soweit verinnerlicht, dass für ihr Berufsbild vor allem nichtautoritative Haltungen und Werte wie Vertrauen, Sympathie, Nähe, Rat, Begleitung und Halt in Krisensituationen maßgeblich sind. Unverkennbar führt dies auch zu einer gewissen Feminisierung des Priestertums – natürlich nur im Sinn des traditionellen Rollenbildes der Frau verstanden; das erklärt übrigens sozialpsychologisch den dogmatisch unmöglichen Ruf nach dem Priestertum der Frau. Damit wird aber die Sendung des Priesters nicht nur normalisiert im Sinn eines eher marginalen Lebensbegleiters, sie wird auch naturalisiert, insofern der übernatürliche Anspruch des Heils zu einer Art diffuser Lebensweisheit zurückgenommen wird. Der new-speak der Spiritualität zeigt dies deutlich mit Worten wie „Loslassen“, „Annehmen“, „in Grenzen einstimmen“ und „die Seele baumeln lassen“.

4. Identität beginnt im Kopf. Ein starkes, bejahtes Selbstbild ist in der Lage, selbst radikale Außenseiterpositionen ungebrochen einzunehmen und darin bewundernswert zu bestehen – denken wir etwa an den Hofnarren am mittelalterlichen Hof oder an den Clown im Zirkus (bekanntlich eines der starken Bilder für den Christen in Joseph Ratzingers *Einführung in das Christentum*¹⁶ im Anschluss an Sören Kierekegaard!) oder natürlich an den biblischen Propheten. Umso aufmerksamer muss man der Vielzahl von Reduktionen in alternativen Priesterbildern wehren, insofern diese den Priester nivellieren: „Abschied von Hochwürden“ mag angesagt sein, aber den Gesandten an Christi statt (vgl. 2 Kor 5,20) einfach zum „Herrn Müller“ zu machen grenzt an Verschleierung. Ebenso wenig ist dem Miteinander der verschiedenen pastoralen Berufe damit gedient, die spezifischen Profile und Kompetenzen zu überlagern, etwa beim Thema Laienpredigt, sonntäglichen Wortgottesdiensten oder Gemeindeleitung. Schließlich muss man den Eindruck haben, dass die Strukturreformen in einzelnen Bistümern eifrig zur Domestizierung der Pfarrer durch Teameinbindungen, „synodale“ Strukturen und „differenzierte“ Leitungsaufgaben genutzt werden.

5. Last, but not least muss hier natürlich auch der Zölibat erwähnt werden. Er ist der Inbegriff eines nicht verweltlichten katholischen

16 J. Ratzinger, *Einführung in das Christentum*. Vorlesungen über das Apostolische Glaubensbekenntnis, München 1971, 13f.

Priestertums, das sich den Ansprüchen und Selbstverständlichkeiten unserer Konsumgesellschaft entzieht. Dies gilt so sehr, dass man ohne Übertreibung behaupten kann: Nimmt man dem Priester den Zölibat, so nimmt man ihm auch das bedeutsamste Zeugnis des Lebens. Der protestantische Pastor mit seiner starken Bindung an das Wort Gottes oder der orthodoxe Pope¹⁷ mit seiner unübersehbaren liturgischen Sakralität mögen eigene Sicherungen gegen die Verweltlichung besitzen, der katholische Priester würde ohne den Zölibat unweigerlich zum zahnlosen Tiger, zum nicht mehr ernst zu nehmenden Religionsdiener, „wohlgenährt und hochverehrt“, wie ihn Wilhelm Busch in seiner *Kritik des Herzens* (1874) so bissig gezeichnet hat.¹⁸ Dass die katholische Kirche genau an diesem Punkt des Zölibates so unsicher geworden ist, dass sie – wie etwa 2010 in dem teilweise doch ein wenig hysterischen Umgang mit dem Thema Missbrauch und Entlassung aus dem Klerikerstand gesehen – ihren Priestern trotz vieler Beteuerungen die Botschaft sendet, ihr Zölibat sei vor allem ein Problem, also so etwas wie eine epileptische Erkrankung, gegen deren plötzliche Schüttelanfälle nur besondere Vorsichtsmaßnahmen helfen, zeigt schließlich: Das Unbehagen in der priesterlichen Kultur ist selbst nichts anderes als das Unbehagen der Katholiken am Katholischsein.

III. Was ist zu tun? Thesen zu einer erneuerten priesterlichen Identität und Lebenskultur

Abschließend sollen drei Thesen formuliert werden, die eine Richtung angeben können, in der eine erneuerte priesterliche Identität und Lebenskultur zu suchen wären.

1. „Priesterleben-Opferleben“, eine solche Weisheit ist nur gegenkulturell zu verwirklichen. Es darf nicht nur proklamiert werden, sondern muss eingeübt werden. Das Erlernen einer Kultur der Hingabe statt des Rückzugs auf sich selbst muss darum vom ersten Tag im Seminar über die Strategien bei der Neugliederung der Pfarreseel-

17 Das Wort „Pope“ ist russisch und bedeutet „Vater“ bzw. „Pater“; es hat keineswegs eine negative Konnotation.

18 Das Große Wilhelm Busch Album, Chur 1991, 313.

sorge bis hin zur Sorge für die Mitbrüder im Ruhestand Priorität erhalten.

Wenn jemand heute in eine Krise gerät, wenn also die Stützen seiner Umgebung nicht mehr tragen, dann zieht er sich beinahe reflexhaft auf sich selbst zurück: „Du musst jetzt an dich selber denken!“ Dieser Reflex kann so stark werden, dass er wie ein Blitzschlag alles andere, was bis dahin bedeutsam war, eine Bindung an einen Partner, an Kinder oder an auf ihn angewiesene Angehörige, einen bewährten Beruf oder eine bereits erfolgreiche Karriere zum Erlöschen bringt. Mit geradezu solipsistischer Konsequenz hat nunmehr nur das noch ein Recht, was den eigenen Bedürfnissen, ob real oder nur eingebildet, entspricht. Ein solcher Blitzeinschlag ist in der Regel durch eine jahrelange Zuspitzung einer persönlichen Situation vorbereitet, kann aber auch wie ein Blitz aus heiterem Himmel treffen. Ein solcher autozentrischer Reflex ist sozial nicht nur weithin anerkannt, sondern er wird vom Einzelnen geradezu erwartet: „Leuchte in dich und frage dich, was du wirklich vom Leben willst!“ Radikale Brüche, auch auf Kosten anderer, werden von Freunden und Angehörigen zunehmend mit Sympathie und Anerkennung sozial verstärkt und nicht mehr sanktioniert.¹⁹

Dieser Reflex, sich in Krisen auf das eigene Empfinden und die individuellen Interessen zurückzuziehen, ist bei den meisten Zeitgenossen bereits so internalisiert, dass auch Menschen in kirchlichen Berufen wie selbstverständlich vergleichbare Verhaltensmuster an den Tag legen. Der Jesuit Ulrich Niemann hat etwa bereits vor Jahren beim therapeutischen Erstgespräch mit Geistlichen und Ordensleuten häufig bemerkt: Wenn ihr Idealismus oder ihr Arbeiten über die eigenen Grenzen hinaus wie ein Kartenhaus zusammenbricht, breiten sie sich fast lustvoll über ihre vergleichsweise kleinen Probleme aus.²⁰ Auch klagen die Personalverantwortlichen in Diözesen, Or-

19 In diesem Sinn bezeichnend ist der Wandel, mit dem die Position der katholischen Kirche zu Scheidung und Wiederheirat inzwischen weithin sozial geächtet ist, während sie noch vor wenigen Jahrzehnten einem allgemeinen Empfinden weit über die Grenzen des Katholizismus hinaus entsprach.

20 U. Niemann, *Priesterliche Realutopien. Erfahrungen und Überlegungen zum heutigen Leben in geistlichen Berufen aus der Sicht psychosomatischer Anthropologie*, in: K. Hillenbrand (Hg.), *Priester heute. Anfragen, Aufgaben, Anregungen*, Würzburg 1991, 90–133, hier 94. Zum Folgenden vgl. ebd. 101–133.

den und kirchlichen Einrichtungen, dass Menschen der Kirche nach einer Therapie zwar vielleicht ihre Krise überwunden haben, dafür aber meist nur noch mit vielen Zugeständnissen regulär einsetzbar sind, weil sie es allzu gut gelernt haben, geradezu lustvoll ‚Nein‘ zu sagen – und zwar auch bei ihren eindeutigen Amtspflichten! In verheerenderer Form musste man eine solche Ausblendung aller äußeren Bindungen, Verpflichtungen und Tabus bei vielen Fällen sexuellen Missbrauchs erleben. Das Bestürzendste, aber in unserem Sinn auch Bezeichnendste daran ist oft nicht allein die Tat, sondern die Verweigerung jeglicher Einsicht beim Täter. Er glaubt sich subjektiv im Recht, weil ihm doch selbst so vieles angetan wurde.

Aber auch abseits von Krisen und darum weit weniger spektakulär findet sich der Reflex des Rückzugs auf das Ego als verborgenes, aber nicht minder gefährliches Ingrediens priesterlicher Unkultur.

Da sind die beinahe unerklärlichen Symmetrieverletzungen, das heißt die Verletzung der Gegenseitigkeit von Beziehungen. Da erklärt ein Geistlicher geradezu offenherzig, er könne doch nicht an jeden Geburtstag seiner Bekannten denken, aber gleichzeitig führt er minutiös Buch darüber, wer zum eigenen Jubeltag angerufen hat.

Da ist die Sprachstörung, die das Wort ‚Danke‘ nicht mehr über die Lippen bringen lässt. Damit ist nicht das floskelhafte, nichtssagende Dankeschön für manchmal selbstverständliche Leistungen Ehrenamtlicher zum Beispiel am Ende des Gottesdienstes gemeint, sondern die Funkstille, wenn man jemandem einen Gefallen getan hat. „Wie ein verwöhntes Kind!“, dieser Eindruck enthüllt, dass es sich hier um Phänomene eines gekränkten Narzissmus handelt.

Geistlich gesehen sind Krisen Versuchungen. In ihnen wird einem Menschen die natürliche Befriedigung genommen, damit er sich allein auf Gott zu verlassen lernt. Insofern sind Versuchungen Momente der Kreuzesnachfolge, die der inneren Reinigung dienen. Der heilige Johannes vom Kreuz hat vom Sinn dieser Nacht der Sinne oder des Geistes gesprochen: „[A]lle Kräfte und Neigungen der Seele [werden] mittels dieser Nacht und Reinigung des alten Menschen vollständig umgewandelt in göttliche Anlagen und Freudenquellen.“²¹ Was also

21 Johannes vom Kreuz, Dunkle Nacht. II. Die dunkle Nacht des Geistes, § 3, Kap. 4, in: Johannes vom Kreuz, Dunkle Nacht. Aus dem Spanischen übersetzt von P. Aloysius ab Immaculata Conceptione, Darmstadt 1987, 77.

weltlich gesehen nur eine Un-Zeit ist, auf die die Menschen mit dem narzisstischen Recht zur Aus-Zeit reagieren, das wird für den Geistlichen zur Zeit Gottes. Wenn er dieser Nacht standhält, dann wird seine Liebe zu Gott und zum Nächsten reiner, sein Gebet tiefer und seine pastorale Fruchtbarkeit größer. Hingabefähigkeit statt Autozentrik, das also gilt es zu erlernen. Sie gehört zum Schwersten auf dem geistlichen Weg, aber auch zum Unumgänglichsten.

2. Den Stand stärken: Wenn sich die Freiwillige Feuerwehr eines Ortes in Uniform präsentiert, ist das immer ein stolzes Bild. Auch Mitglieder, deren Statur und Aussehen allenfalls mittelmäßig ist, erleben durch die Uniform und das gemeinsame Auftreten eine erkennbare Aufwertung. Umgekehrt wirkt diese Aufwertung auch auf ihr Verhalten zurück: Ihre sichtbare Zugehörigkeit zur Feuerwehr lässt sie bei einem Einsatz die eigenen Interessen, die Gefährdungen oder einfach die Bequemlichkeit hintanstellen. Ihr Reflex auf Krisen ist dann nicht der Rückzug auf sich selbst, sondern gerade umgekehrt die Bereitschaft, das Äußerste aus sich herauszuholen.

Diese Beobachtungen zeigen, wie sehr ein Stand, oder neutraler formuliert eine dauerhaft verhaltensprägende soziale Zugehörigkeit, einen Menschen zu höheren, nicht selbstbezogenen Zielen aufzuwerten imstande ist. Zu einem wirksamen Stand gehören aber zwei Seiten: Persönlich kennt er bestimmte Standeszeichen und -prägungen, also bei der Feuerwehr besagte Uniform oder das Einsatzethos des Zivilschutzes. Sozial wird das herausragende, nicht alltagskonforme Verhalten der Standesangehörigen von Außenstehenden mit einer besonderen Hochschätzung des Standes versehen. Das heißt nicht die Individualität wird als außergewöhnliche Persönlichkeit verehrt, sondern ihre Zugehörigkeit zu einem Stand, der aller Ehre wert ist. Nun kann man aber nicht genug auf die bahnbrechende Studie der amerikanischen Religionssoziologen Rodney Stark und Roger Finke hinweisen, die den inneren Zusammenhang zwischen der Priesterkrise und der mangelnden Hochschätzung ihres Standes nachgewiesen haben.²² An welcher Stelle ist diese Hochschätzung zurückgegangen, konterkariert worden oder sogar ganz eingebrochen?

22 R. Stark / R. Finke, Catholic Religious Vocations: Decline and Revival, in: Review of religious research 42 (2000) 125–145, hier: 143. Vgl. A.Wollbold, Als Priester leben (wie Anm. 2), 112f.

Theologisch wurde der Vorrang einer geistlichen Berufung zum Priester oder zum Leben nach den evangelischen Räten, insbesondere der Jungfräulichkeit um des Himmelreiches willen, weithin faktisch aufgegeben.

Von Priestern und Ordensleuten wurde gefordert, uneingeschränkt an der Welt teilzunehmen, zum menschlich-sozialen Fortschritt beizutragen und auch selbst ein entsprechendes Leben zu führen – wir sprachen hier von der ‚Normalisierung‘ – während doch gleichzeitig der Weltauftrag besonders den Laien übertragen ist.

Mittel und Ziel des geistlichen Lebens wurden verwechselt, das heißt das Leben für Gott allein wurde nun vor allem durch seine Bedeutung für andere Menschen (zum Beispiel als Zeugnis und Zeichen oder ein Kloster als Oase für gestresste Zeitgenossen) mit Sinn erfüllt (übrigens eine Einstellung, die bereits unter Leo XIII. als ‚Amerikanismus‘ verurteilt wurde).

Die Anpassung des religiösen Lebens an heutige Lebensverhältnisse hat viele symbolträchtige Standeseigenschaften abgeschafft, so etwa die Priesterkleidung, die öffentlich in Kirche, Pfarrgarten und Zugabteil sichtbare Rezitation des Breviers oder die tägliche Zelebration.

Eine Vielzahl besonderer Frömmigkeitsübungen und -stile, das geistliche Gewand und der ihm gezollte Respekt in der katholischen (und teilweise nichtkatholischen) Bevölkerung und manche anderen Besonderheiten sind weithin eher Ausdruck eines Individualstils geworden, der nicht selten sogar unter den Priestern zu Misstrauen und Distanz führt.²³

Schließlich wird man gerade in Deutschland einen tiefsitzenden Egalitarismus, verbunden mit einem Misstrauen gegen Eliten und Elitenbildung konstatieren müssen. Demgegenüber wird es das Priestertum des Amtes und das Ethos eines Jüngers, der „sich mehr auszeichnen will“ (Ignatius von Loyola) immer schwer haben und unter dem Verdacht stehen, bloß ein Heuchler mit überzogenen Ansprüchen zu sein.

Die Krise des Standes führt aber zu etwas Eigenartigem, nämlich zur Bürokratisierung des Verhältnisses der diözesanen Verwaltung zu ihren Priestern. Viele Mitbrüder beklagen es, dass dort Vertrau-

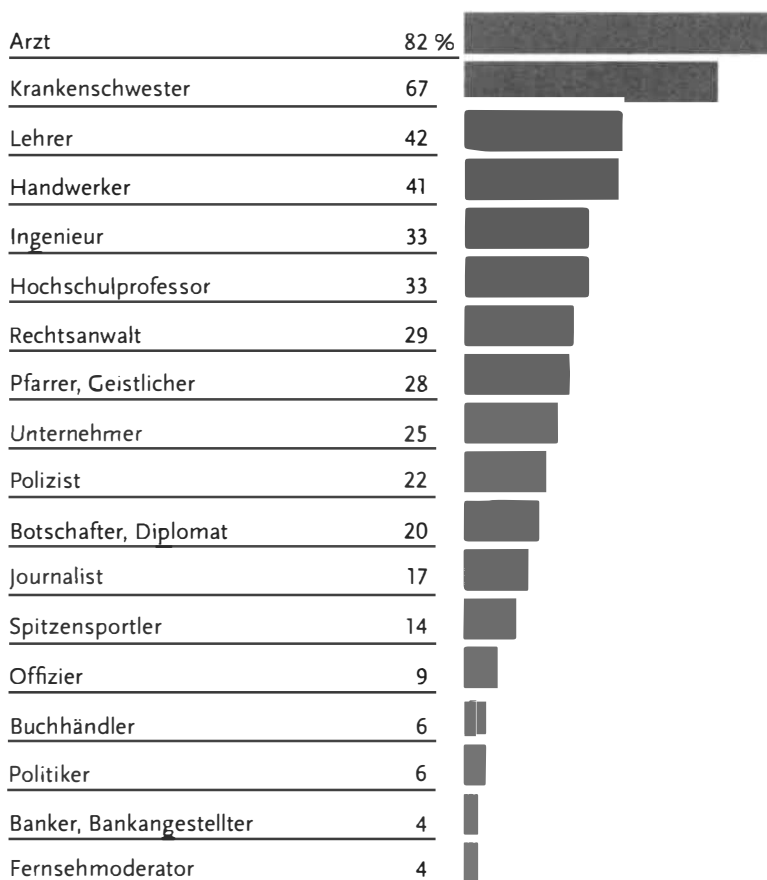
23 A. Stark / R. Finke, *Catholic Religious Vocations* (wie Anm. 22), 127.133–137.

en und Herzlichkeit ihnen gegenüber weithin Mangelware geworden sind. Stattdessen werden Priester mancherorts bloß als untere Kirchenangestellte behandelt – „Pastorales Personal: Pfarrei“ steht dann auf dem Lohnzettel – und werden durch eine Unzahl von Vorschriften, kleinlichen Anweisungen und Leitlinien gegängelt. Die Kirche kann aber nur gesunden, wenn das Vertrauen ihrer Priester zu ihr und untereinander wieder hergestellt ist; Freiheit und Liebe sollen herrschen, nicht Misstrauen und ein kaltes Herz. Sonst ist auch alles Reden vom Presbyterium nur Phrase. Dies ist aber nur möglich, wenn die Grundlage der Freiheit fraglos angenommen wird: der common ground in Lehre und Praxis.

3. Das prophetische Profil herausarbeiten: Wie Jona pudelnass aus dem gescheiterten Versuch, vor der prophetisch-undankbaren Aufgabe zu fliehen, hervorgegangen ist und sich nun mitten nach Ninive begibt, so ist das Gebot der Stunde die Rückkehr der Propheten. Der Priester ist im Kern ein Prophet, ein von Gott Gesandter, der den Anspruch von Wort und Weisung des Herrn in seiner Person verkörpert – wobei die enge Bindung des Priesters an das Wort übrigens auch recht gut die Intentionen des Zweiten Vatikanums wiedergibt. Er wird sich darum der scheinbaren Ruhe der Normalisierung, der Depotenzierung seines Anspruchs und der Verweltlichung seines Dienstes verweigern – und dies eben gerade nicht aus einer narzisstischen Kränkung über einen klerikalen Machtverlust, sondern allein um des Heiles der Menschen willen, das sie eben allein in Christus und nicht im reibungslosen Funktionieren dieser Welt finden.

Die Allensbacher Berufsprestige-Skala 2011

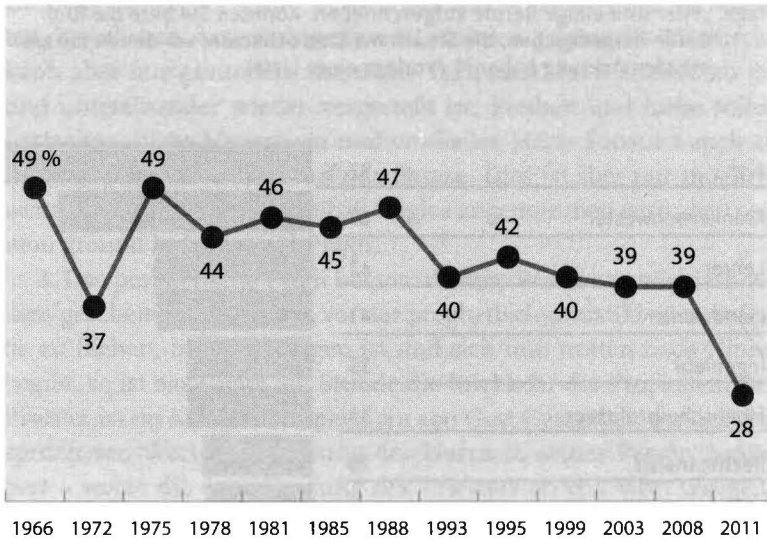
Frage: „Hier sind einige Berufe aufgeschrieben. Könnten Sie bitte die fünf davon herausuchen, die Sie am meisten schätzen, vor denen Sie am meisten Achtung haben?“ (Vorlage einer Liste)



Deutsche Bevölkerung ab 16 Jahre

Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 10067, Februar 2011

Berufsansehen – Pfarrer, Geistlicher



Deutsche Bevölkerung ab 16 Jahre
(bis 1988: Westdeutschland, ab 1993: Gesamtdeutschland)

Quelle: Allensbacher Archiv, IfD-Umfrage 10067, Februar 2011